

KLAUS HOHMANN

Einige Anmerkungen zu Winfried Freunds Publikation  
„Müde bin ich, geh' zur Ruh.  
Leben und Werk der Luise Hensel“

Wem der Name Luise Hensel etwas sagt, der wird neugierig zum Lebensabriß dieser Dichterin gegriffen haben, welchen der Germanist Winfried Freund, Professor an der Paderborner Universität, Ende 1984 erscheinen ließ. Wer aber auch nur ein ungefähres Wissen vom Leben Luise Hensels hat, wird das Buch enttäuscht wieder aus der Hand gelegt haben, da es dem Andenken dieser bedeutenden Frau schadet und wissenschaftlichen Ansprüchen ebensowenig gerecht wird wie stilistischen. – Als einzige Quelle ist die grundlegende Biographie Franz Binders von 1885 „Luise Hensel. Ein Lebensbild nach gedruckten und ungedruckten Quellen“ genannt. Wenn Freund behauptet, er habe sie „vor allem“ benutzt, fragt sich, was sonst noch. Weder Josefine Nettesheims Ausgabe des Briefwechsels zwischen Luise Hensel und Christoph Bernhard Schlüter von 1962 noch der Aufsatz von Franz Flaskamp über Luise Hensels Testament in der Zeitschrift „Westfalen“ 48, 1970, oder der Katalog der umfassenden Ausstellung von Portraits des Bruders Wilhelm Hensel in der Berliner Nationalgalerie während des sog. Preußenjahres 1981, weder die kontroverse Literatur über Brentanos Rückkehr zur katholischen Kirche noch irgendeine andere Publikation zum Thema sind vom Verfasser benutzt. Vielmehr bietet er eine Zusammenfassung des Binderschen Werkes, dessen Text er eng folgt. Nur: wo Binder in frommer Gesinnung schreibt, bedient sich Freund eines unsäglich frömmelnden Stils; wo Binder exakt und nüchtern, aus den Quellen geschöpft berichtet, leistet sich Freund eine Fülle von Fehlern und Vagheiten, weil er ungenau liest; wo Binder sich, wenn auch von einem integralen kirchlichen Standpunkt aus, den er mit Luise Hensel teilt, um ein differenzierendes und gegenüber den unterschiedlichen Entwicklungen des 19. Jahrhunderts aufgeschlossenes Verständnis des Henselschen Lebenskreises bemüht, entwirft Freund ein einseitiges, modisch psychologisches Gemälde, welches die Züge der dargestellten Person entstellt und unzureichende Kenntnis der geistesgeschichtlichen Zusammenhänge erkennen läßt.

Da seit langer Zeit eine zeitgemäße Henselbiographie fehlt, müssen die Schwächen dieses Buches umso mehr verärgern, als es bei einem breiten Publikum falsche Vorstellungen hervorrufen kann. Den Mängeln im einzelnen nachzugehen, erscheint also notwendig. Die Nachlässe von Luise und Wilhelm Hensel sind im letzten Krieg untergegangen. Daher bleibt die Bindersche Biographie, deren faktische Zuverlässigkeit noch nie angezweifelt wurde, Maßstab der Auseinander-

setzung mit Freunds Buch. Die beiden Darstellungen sollen eingehend verglichen werden. Auf Seitenangaben kann verzichtet werden. Binders Lebensabriß ist übersichtlich gegliedert und durch Stichworte zu Beginn jedes Kapitels gut erschließbar. Freunds Einführung ist kurz, die Einzelheiten sind schnell auffindbar. Benutzt ist die zweite Auflage von Binders Werk (1904).

Freund legt seiner biographischen Skizze der 1798 geborenen und 1876 gestorbenen Dichterin den Leitgedanken zugrunde, Luise Hensel sei stark an ihren Vater gebunden gewesen und ihr Leben sei durch den frühen Tod des Vaters bestimmt gewesen. Ihre Beziehung zum Bruder Wilhelm und ihre religiöse Grundhaltung der Verehrung Gottes als des Vaters seien geprägt von der schmerzlichen Erfahrung, den Vater verloren zu haben und neue seelisch-geistige Geborgenheit suchen zu müssen. Die junge Luise habe sich der „Unbehaustheit und Ungesicherheit menschlicher Existenz“ und der Erschütterung der Familie als „sinnstiftender Gemeinschaft“ ausgesetzt gesehen. Die Verknüpfung existentialistischer Termini mit dem geradezu reaktionären Bild einer heilen patriarchalischen Familienidylle ist an sich fragwürdig, übergeht zudem die starke Bindung des jungen Mädchens an seine Mutter, der es in seinen musischen Anlagen näher stand als dem Vater, wengleich auch dieser als geselliger Gelegenheitsdichter aufzutreten wußte. Im übrigen hätte der Germanist Freund sich Luises eigenes Urteil aneignen können, daß es sich bei den Gedichten Luises und der anderen Familienmitglieder in Linum um harmlose Reimereien handelte, während Freund Luises frühen Texten durch seine Formulierung den Rang von Volksliedern zuspricht. – Verschwiegen sind die Belastungen der Familie durch die Kränklichkeit des Vaters und durch finanzielle Sorgen. Hier wie im ganzen zeigt sich die Tendenz, aus Binders Buch solche Informationen auszuwählen, die zur Idyllisierung oder Verharmlosung geeignet sind.

Der geistige Horizont der Familie ist hier wie in Freunds Kommentar zu seiner Gedichtauswahl unter dem literarischen Aspekt der Empfindsamkeit gesehen, damit unzulässig verengt. Das Elternhaus war von pietistischer Frömmigkeit bestimmt. Bereits sehr früh empfand Luise Hensel nach ihrer eigenen Aussage aber schon Ungenügen an der lutherischen Kirchlichkeit, da sie hinneigte zu katholischen Formen religiösen Lebens, zur Marien- und Heiligenverehrung wie zur Ohrenbeichte. Diese Annäherung an die katholische Lebensform als Erweiterung pietistischer Lebenshaltung findet sich nicht selten als Ausgangspunkt von Konversionen zur katholischen Kirche. Freund übergeht die vielschichtigen Phänomene des Pietismus und des orthodoxen Luthertums um 1800. Die Auseinandersetzung mit dem Deismus in der Schulzeit ist entgegen Freund nicht der ausschließliche Ansatz zur Entfremdung vom Luthertum gewesen. – Die Überwindung der Glaubenszweifel, welche der deistische Religionsunterricht und die Passion für Astronomie weckten, ist keine Hinwendung zum Gott „des Herzens und des Gemüts“ gegen den des „Intellekts, des Gesetzes“. Im Gegenteil standen für Luise Hensel dogmatische Fragen nach der von Christus gestifteten Kirche im

Vordergrund. Glauben ist für sie in dieser Zeit vor allem auch Willensakt und eben Sache des Intellekts. Die Unverbindlichkeit der Darstellung zeigt sich auch, wenn Luises Liebe zur Natur ohne die stets damit verbundene religiöse Dimension als rein empfindames Verhalten erscheint.

Während der religiöse Werdegang einerseits nur vage sichtbar wird, ist er andererseits zu ausschließlich herausgestellt. Als die Familie Hensel nach dem Tod des Vaters nach Berlin gezogen war, lebte sie in engen Verhältnissen, konnte aber dank der Kontakte Wilhelmels, der sich zum Künstler ausbildete, und dank des Eindrucks der ebenso anmutigen wie gebildeten Henseltöchter eine Rolle in der Berliner gehobenen Gesellschaft spielen. Vor allem dem Stägemann-Zirkel spricht Freund fälschlich eine rein religiöse Prägung zu, während ihn doch durchaus weltliche Geselligkeit bestimmte: Dichterlesungen, Gesangsvorträge, poetische Spiele, Luise Hensels Lieblingstätigkeit, Bildchen auszuschneiden, mit denen sie – bis ins Alter – vielfache Freude erweckte. In dieser Zeit wünschte Luise Malerin zu werden.

Von einem Germanisten wäre eine gründlichere Schilderung literarhistorischer Gegebenheiten zu erwarten gewesen, die mit Luise Hensel verbunden sind. Im Stägemannschen Kreise entstanden die von Schubert vertonten „Müllerlieder“, in denen Luise die Rolle des jungen Gärtners übernahm. Luise Hensel schrieb als Beitrag zu den literarischen Spielen des Zirkels die „Gärtnerlieder“. Auch fehlt der Hinweis auf Hoffmanns Nußknackermärchen. Dieses widmete der Dichter den Kindern des Berliner Kriminalrats Hitzig und den Nichten der Lotte Piaste, welche ihre Nichten mit den Kindern des verwitweten Hitzig zusammen aufzog. Die Kinder Hitzigs treten im Märchen unter ihren Namen auf. – Luise Hensel hatte als Freundin von Familie und Antonie Piaste engen Umgang mit dem literarischen Hitzig-Zirkel. – Freund hätte auch der literarischen Bedeutung von Clemens Brentanos Bekanntschaft mit den Hensels mehr Aufmerksamkeit widmen sollen. Nachdem Luise Hensel 1816 bei den Stägemanns Clemens Brentano kennengelernt hatte, verkehrte dieser regelmäßig in ihrer Familie. Freund verweist auf „entscheidende Anstöße“, die er in ihr zur berühmten Novelle „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl“ erhalten habe. Konkret heißt das: Luises Mutter hat Brentano den Stoff erzählt. Auch die Fabel zur Ballade „Des toten Bräutigams Lied“ hatte Brentano von Frau Hensel. Wenn Freund die Pläne Luises und Brentanos erwähnt, gemeinsam Spees „Trutznachtigall“ herauszugeben, übergeht er, daß Brentano seiner Freundin die Ausgabe widmete, obgleich andere Pflichten sie bald gezwungen hatten, die Mitarbeit aufzugeben.

Ebensowenig überzeugen Freunds Bemerkungen zu den Heiratsanträgen, die Luise Hensel ablehnte. Namentlich genannt ist nur der Brentanos; sie war keinesfalls von „jungen“ Männern „bestürmt“. Jung war nur der später bekannte Politiker und Jurist Ludwig v. Gerlach, zu dem Luise Hensel sich ernsthaft hingezogen fühlte. (Es war also auch nicht so, daß sie „unempfindlich“ war

„gegenüber solch schmeichelhafter Anerkennung.“) Brentano war, als sie ihn kennenlernte, achtunddreißig Jahre alt, der verwitwete Musiklehrer der Mendelssohns, Ludwig Berger, mehr als dreißig Jahre. Entscheidend für die Abweisung dieser wie auch späterer von Freund übergangener Anträge war wohl kaum die familiäre Todeserfahrung, sondern der Vorsatz, als geistliche Person zu leben. Immerhin fallen die ersten Heiratsanträge in die Jahre vor ihrer Konversion. – Leider ist auch die menschlich anrührende Begegnung mit Gneisenau bei den Stagemanns nur als Faktum aufgeführt. Gneisenau erzählte Luise und ihrer Freundin Hedwig v. Stagemann auf deren Bitten von den drückenden Verhältnissen seiner Kindheit und Jugend, die ihn so bedrängten, daß er zu anderen sonst nicht darüber sprach.

Drang zu schwülstigem Stil läßt Freund schließlich eine andere Situation mißverständlich darstellen. Die Schwester Luises, Karoline Rochs, legte, als sie bei der Geburt des zweiten Kindes starb, das Neugeborene keineswegs ans Herz Luises; diese war zu dem Zeitpunkt, selbst erkrankt, in Berlin, nicht aber in Stettin bei ihrer Schwester. Luise übernahm nicht nur die Mutterstelle für den neugeborenen Neffen Rudolf, sie hatte in Berlin auch für das erste, einjährige Kind Karolines mitzusorgen.

So lückenhaft die Berliner Jahre geschildert sind, so ausführlich geht Freund auf Luises Beziehung zu Clemens Brentano ein. Wenn Freund dem Leser den Gedanken nahelegt, Luise habe, indem sie Brentano zur Kirche zurückführte, ihre sozialpraktischen Anlagen entdeckt, entspricht das kaum der Wirklichkeit. Auch bleibt verborgen, daß es in der biographischen Literatur zu Brentano und Luise Hensel eine noch dauernde Auseinandersetzung gibt, wer der beiden überhaupt den anderen zur katholischen Kirche geführt habe. Luise war zur gleichen Zeit wie ihr Freund in einer schweren religiösen Krise. Freund läßt Luise unreflektiert nach Belieben als selbst Suchende oder als in sich Ruhende, Unbefangene, Glaubensfeste erscheinen. Deutlicher wäre das Wesen der Beziehung zwischen den beiden geworden, hätte Freund Luises Anerbieten einbezogen, sich Brentano mit schwesterlicher Liebe, nicht aber in ehelicher Gemeinschaft zu verbinden. Als schwesterlich Liebende ist sie in der Tat lange Jahre Brentano entgegengetreten. – Manche Spannungen zwischen ihnen bleiben unsichtbar. Luise stand Brentano oft befremdet gegenüber und beurteilte ihn trotz persönlicher Nähe aus kritischer Distanz. Im Hause Hensel war der Dichter wegen seines verworrenen Lebens nur mit Bedenken geduldet. Luise selbst drängte Brentano, als er Interesse für die stigmatisierte Nonne Katharina Emmerich in Dülmen gewann, Berlin zu verlassen und in Dülmen Aufenthalt zu nehmen. Brentano zögerte längere Zeit, dem Drängen nachzugeben. Freund stellt Luise als von Brentano schmerzlich verlassen hin.

Luise Hensels Übertritt zur katholischen Kirche begründet Freund erneut psychologisch mit der Sehnsucht nach Liebe und Geborgenheit, nach Liebesgemeinschaft mit Gott als Vater. Zum einen wird Jesusminne für Luise Hensel in

dieser Zeit zur wichtigen religiösen Erfahrung neben der Verehrung Gottvaters, zum anderen bleibt schleierhaft, warum Luise die Erfahrung einer Liebesgemeinschaft gefehlt haben soll; in ihrer Familie erfuhr sie diese in den Berliner Jahren täglich. Wenn der bei Freund stets so väterliche Gott unversehens zum „zutiefst mütterlichen Gott“ wird, wirkt das unfreiwillig parodistisch. Ebenso eigenartig ist die Aussage, Luise Hensel habe sich als Erzieherin eines katholischen Kindes im Hause des Baron v. Werther im Herbst 1817 erstmals einen Katechismus verschaffen können, um Aufschlüsse über die katholische „Sittenlehre“ zu erhalten, ging es doch, wie schon festgestellt, um dogmatische Fragen.

Von Binder übernimmt Freund den Hinweis auf Luisens Verehrung für den „altgläubigen“ Pastor Hermes. Selbst die Predigten dieses schon 1818 (laut Binder 1819) gestorbenen Geistlichen, zu dessen Gemeinde neben den Hensels unter anderem Ludwig v. Gerlach gehörte, festigten Luisens Bindungen an das Luthertum nicht. Freund irrt sich, wenn er Luise auf ihrem Weg zur Konversion durch Hermes theologische Aufschlüsse gewinnen läßt. Luise Hensel hat nachträglich wiederholt festgehalten, daß sie Hermes liebevoll angehangen habe, er aber keinerlei Vorstellung vom katholischen Glauben gehabt habe. Schuldig bleibt Freund heutigen Lesern die Erläuterungen des Terminus „altgläubig“, der im protestantischen Bereich nicht üblich ist und Verwirrung stiften kann. 1816 kann Hermes „altgläubig“ wohl nur im Sinne einer sowohl antirationalistischen als auch streng lutherischen Kirchlichkeit gewesen sein, für die anstatt Chorgesang und anderer liturgischer Elemente die Predigt Zentrum des Gottesdienstes bleiben sollte, während die gegenteilige Tendenz nach 1800 an Bedeutung zunahm. Luise liebte an Hermes aber das Einhergehen von Herzensfrömmigkeit und sorgsamer Biblexegese statt des im 18. Jahrhundert aufgekommenen rein vernunftgemäßen Bibelverständnisses. – Die zeitliche Nähe könnte eine Verwechslung von „altgläubig“ und „altlutherisch“ nahelegen. Die altlutherischen Freikirchen entstanden aber erst als Gegenbewegung gegen die Preußische Union von 1817, das heißt gegen die Union der reformierten und lutherischen Kirchen. – Wenn Freund von den schweren inneren Kämpfen Luisens vor ihrer Konversion spricht, muß der unbefangene Leser dieses im ausschließlich religiösen Sinn verstehen. Gerade in den Wochen vor dem entscheidenden Schritt aber fühlte sich Luise Hensel besonders stark zu Ludwig v. Gerlach hingezogen, sie rang lange Zeit mit sich, diese Liebe, von der Gerlach wohl nichts wußte, zu überwinden und sich für eine geistliche Lebensform zu entscheiden.

Als Luise Hensel am 7. Dezember 1818 heimlich gegenüber dem Propst Taube von St. Hedwig das katholische Glaubensbekenntnis ablegte, brachte sie sich in eine schwierige Situation, die von Freund verzerrt berichtet ist: Nur Luisens Bruder wußte zunächst vom Geschehen und deckte seine Schwester die nächsten Jahre. Freund aber behauptet, Luise habe darunter gelitten, daß ihre Mutter die Konversion nicht gewollt habe. Der Mutter, die allenfalls wegen Luisens Nähe zu katholischen Positionen einen möglichen Übertritt ahnte, wurde erst 1820 unter-

richtet, als ihre Tochter bereits in Düsseldorf wohnte, und versöhnte sich mit ihr trotz ihrer tiefen Betroffenheit sofort. Als Luise bei erster Gelegenheit Berlin verließ, um in Münster, dann in Düsseldorf als Gesellschafterin im Haus des Fürsten zu Salm-Reifferscheidt-Krautheim zu leben, war die familiäre private Situation unwichtiger als die Rücksicht auf die gesellschaftliche Stellung der Familie im protestantisch geprägten Berlin. Vor allem die Karriere ihres Bruders hätte leiden können, weil Luise als Konvertitin auf viele Bekannte in den verschiedenen Zirkeln und auf den Hof provokativ gewirkt hätte. – Floskelhaft erklärt Freund auch den Wechsel nach Münster. Luise Hensel habe sich „im katholischen Glauben eingelassen [sic] fühlen“ können. Ihre Absicht war viel konkreter: Als Brentano Luise bei mehreren Besuchen in Berlin riet, die Münstersche Stellung anzunehmen, sah sie eine Möglichkeit, von Münster aus in enge Berührung mit Katharina Emmerich in Dülmen zu gelangen und ihre heranreifenden Pläne zu verfolgen, Klosterfrau zu werden.

Freund charakterisiert die Atmosphäre in Luise Hensels neuem Lebenskreis um die Fürstin, eine Tochter der Fürstin Gallitzin, als „solide, von tiefem religiösem Ernst“ getragen. Einige Seiten weiter ist dann die „solide Geistigkeit“ in der Familie des Grafen Stolberg, der dem Münsterschen Gallitzin-Kreis angehört hatte, und in ihrem landadeligen Umgang gerühmt. Was für Freund „solide“ ist, bleibe unbefragt. Ersetzt aber zumindest im Münsterschen Fall die zitierte Charakteristik schon keine nähere Darstellung, so läßt die Vokabel „solide“ darüber hinaus auf Ahnungslosigkeit gegenüber der subtilen Psychologie und Frömmigkeit in der „familia sacra“ schließen.

Wie lebendig und menschlich glaubwürdig wäre das Bild Luise Hensels und auch das ihres Freundes Brentano geworden, hätte Freund wenigstens zu diesem Lebensabschnitt Nachrichten Binders über heikle Vorgänge nicht unterdrückt. Brentano verhielt sich zu dieser Zeit in Dülmen so ohne Rücksicht auf alle Umgangsformen, daß er dort und in Münster großen Ärger gegen sich erzeugte. Zwischen Fürst Salm und Brentano gab es deswegen und wegen eines befremdlichen Briefes an Luise, der dem Fürsten bekannt wurde, eine harte Auseinandersetzung. Luise Hensel wurde jeder Kontakt mit Dülmen und mit Brentano untersagt, um sie vor ihm zu schützen. Auch lebte Luise in dieser Zeit ganz zurückgezogen, so daß sich in Münster das Gerücht hielt, sie sei im Hause Salm „gefangen“. Unter diesen Voraussetzungen kam es kaum zu den erhofften Begegnungen mit Katharina Emmerich. Nach dem ersten Besuch in Dülmen mit der Fürstin 1819 kam es vorerst nur noch zu einem kurzen Wiedersehen auf der Durchreise, dessen schlimme Umstände Freund übergeht. Die Nonne war gerade in unwürdigster Weise zwangsweise zu einer staatlich befohlenen zweiwöchigen Beobachtung ihrer Stigmatisation in das Haus des Hofkammerrats Meersmann eingewiesen, wo sie allein mitten in einem grell erhellten großen Saal im Bett lag, umschichtig kontrolliert von je zwei Männern der Untersuchungskommission. – Erst 1821 fand sich für Luise Hensel die Gelegenheit, neun Tage lang viele Stunden

bei Katharina Emmerich zu verweilen. Freund spricht allzu verhalten davon, daß sich in diesen Tagen Luise und ihr Freund Brentano, der mühsam nach langer Unterbrechung den Kontakt nach Dülmen hatte erneuern können, nur flüchtig begegneten. Brentano fühlte sich durch Luises dauernde Anwesenheit bei Katharina Emmerich massiv gestört in seinen Gesprächen mit der Nonne, die er ausführlich aufzeichnete. Freund liegt es am Herzen, Luise Hensel und ihre weiblichen Bekannten als emanzipierte Frauen erscheinen zu lassen. Geradezu erheiternd wird das, wenn er neben vielen anderen auch die schlichte, naive Nonne Katharina als eine weibliche Person hinstellt, die in einer Männergesellschaft die emanzipierte Form „eines von den normalen gesellschaftlichen Zwängen freien weiblichen Daseins“ gefunden habe. So wird Katharina Emmerich zu einer der von Freund gern derart titulierten „Geschlechtsgenossinnen“, zu denen Luise sich in ihrem Emanzipationsdrang hingezogen gefühlt haben soll. Freund suggeriert derartiges durchgängig, um Luise den berühmten sogenannten emanzipierten Frauenzimmern der Romantikerszenerie gleichstellen zu können. Luise habe in höheren und bildungsbürgerlichen Schichten verkehrt, weil sie dort selbständige Frauen getroffen habe. Simple Tatsache ist, daß Luise durch ihren Bruder in die Berliner Gesellschaft fast noch als Kind eingeführt wurde und daß der spätere gesellschaftliche Verkehr sich in der Regel aus ihren Tätigkeiten ergab. Auch vergißt Freund in dieser Hinsicht, wie oft Luise Hensel Heiratsanträge ernsthaft bedachte und mit wie vielen bedeutenden Männern sie in regem gedanklichem Austausch stand. Freund erwähnt selbst den Antrag, den der spätere päpstliche Leibarzt Alertz ihr noch 1833 am Ende der Aachener Zeit machte. Daß sie diesen Antrag ernsthaft erwog, letztlich aber ihren sozialen und religiösen Zielen treu blieb, hat nichts mit einem Streben nach Unabhängigkeit zu tun. Daß sie mehr Freundschaften mit Frauen schloß, ist selbstverständlich. Sie arbeitete überwiegend in der Mädchenerziehung und in karitativen Vereinigungen, zwei weiblichen Domänen, die nichts mit Emanzipationswillen im Sinne Freunds zu tun haben. Willen zur Emanzipation äußerte Luise Hensel in ihrem Leben niemals. Freund leitet aus ihrem sozialen Wirken ab, in ihm zeige sich die „ausgeprägt weibliche Einstellung“. An anderer Stelle spricht er von Brentanos Achtung für „den ganzen Umfang weiblicher Humanität“ Luises. Freunds Vorstellungen von weiblicher und männlicher Psyche sind offenbar überholt. – Entsprechend Luise Hensel läßt Freund auch Dorothea Tieck, Tochter des Dichters Ludwig Tieck, als „äußerst selbständig“ denkende und handelnde Frau auftreten. Die beiden Frauen lernten sich 1821 in Dresden kennen. Dorothea Tieck war gewiß selbständig und hochgebildet, doch läßt Freund außer acht, daß sie ihre philologische und literarische Bildung nur wenigen offenbarte und sich als Mitarbeiterin ihres Vaters verstand, dem sie ihren Wunsch opferte, in ein Kloster einzutreten.

Wo Luise Hensel wirklich emanzipiert war – nicht zu sein bestrebt war! –, ist Freund entgangen: Sie war als Frau im 19. Jahrhundert erstaunlich gebildet und

konnte zum ebenso geachteten wie bei aller Bescheidenheit selbstbewußten und kritischen Partner geistig hochstehender Männer werden. Immer wieder verblüffte sie durch ihre umfassenden exakten geistes- und naturwissenschaftlichen Kenntnisse. – Selbständig war sie in ihrer Lebensplanung, von der Konversion angefangen bis zu den letzten Klosterplänen im hohen Alter, die sie gegen viele Widerstände unbeirrbar verfolgte. – Es gelang ihr ferner, was für eine ledige bürgerliche Frau durchaus nicht selbstverständlich war, in unterschiedlichen beruflichen Tätigkeiten ihren Lebensunterhalt überwiegend selbst zu verdienen. Berufliche Bindungen machten sie auch trotz liebevoller Zuneigung zu Mutter und Geschwistern und geradezu zärtlicher Liebe besonders zum Bruder gegenüber der Familie vollkommen eigenständig. Luise sah ihre Mutter, von einem Aufenthalt bei dieser in Schlesien abgesehen, vierzehn Jahre nicht, ihren Bruder neun Jahre nicht. – Auch war Luise als Dichterin stark genug, sich gegen die Familie Brentano zu wehren, die einige ihrer Gedichte ohne ihre Einwilligung publizierte, zum Teil sogar – irrtümlich – unter Brentanos Namen. Vor allem fühlte sie sich verletzt, daß Brentano manche ihrer Texte ohne ihr Wissen verändert hatte. Deutlich wird das vor allem in ihrem Briefwechsel mit ihrem Freund Professor Schlüter in Münster. Luise Hensel fühlte sich nicht als bedeutende Schriftstellerin, war sich des Wertes ihrer Dichtungen jedoch stets bewußt. Brentano wie Luisens Vater und ihr Bruder treten bei Freund als „bedeutende Beschützergestalt in Luisens Leben“ auf. Luisens Stellung zu Brentano ist mit dieser Wertung völlig verkannt. Beschützer war in Grenzen allenfalls ihr Bruder, zum Beispiel wenn er der Schwester – wie auch der Schwester Minna – eine von seiner früh verstorbenen Frau der Schwägerin zgedachte Rente schon zu seinen Lebzeiten auszahlte, obgleich Luise das Geld erst nach Wilhelms Tod erhalten sollte, und wenn er sie auch sonst finanziell unterstützte.

Daß Freund Luise Hensel leitmotivisch zugleich nach Geborgenheit und nach emanzipierter Selbständigkeit streben läßt, ist gedanklich schwer zusammenzuzwingen.

Nach wechselvollen Jahren als Gesellschafterin der Gräfin Stolberg begann für Luise eine Lebens Epoche als Lehrerin, zunächst in Wiedenbrück, wo sie die Gelegenheit fand, sich gemeinsam mit dem Kaplan Hensing der Erziehung ihres Pflegekindes Rudolf Rochs zu widmen. Die Aufwendungen für den äußerst bescheidenen Lebensunterhalt bestritt sie außer durch Zuwendungen des Bruders und eine Pension der Gräfin Stolberg durch Unterricht. Auch dem Bericht über diesen neuen Lebensabschnitt, der außer dem krankenpflegerischen Einsatz in Koblenz die Jahre als Lehrerin in Marienberg und Aachen bis 1832 einschloß, wäre in einigen Punkten mehr Genauigkeit zu wünschen gewesen. Freund läßt Luise Hensel ihre sozialpflegerischen Fähigkeiten erst in Koblenz entdecken, obgleich sie sich dieser erklärtermaßen schon lange vorher deutlich bewußt war. Ferner übergeht Freund Luise Hensels fachliche Fähigkeiten und hebt einseitig ihre pädagogische Begabung und ihren Sinn für eine motivierende Atmosphäre

hervor, ohne beides zu kennzeichnen. Luise verteidigte sich mehrfach gegen Anwürfe, sie sei allzu streng gegen die Kinder. Sie hielt Weichheit bereits in Wiedenbrück für erzieherisch falsch, sah in Strenge eine notwendige Form erzieherischer Zuwendung und Liebe. Daß Luise Hensel nach ernsthafter Erkrankung, aber nicht nur aus diesem Grund 1832 in verletzender Weise von der Aachener Schulbehörde aus dem Schuldienst entlassen wurde, bleibt ebenso unberichtet wie die Tatsache, daß unter ihren Schülerinnen nicht nur Pauline v. Mallinckrodt später zur Ordensgründerin wurde, sondern auch Klara Fey und Franziska Schervier in Aachen, daß ferner Anna v. Lommessen später Oberin in Warendorf, dann in einem französischen Kloster wurde. – Eine der wichtigsten Lebensleistungen Luise Hensels, ihre sozialpflegerische Arbeit in Koblenz, in Aachen, in Köln vom Todesjahr Brentanos 1842 bis 1850 während ihrer Anstellung als Erzieherin in der Familie Bartmann, schließlich auch noch in Berlin, ist nur punktuell und äußerlich behandelt. Erwin Gatz' Monographie von 1971 über „Kirche und Krankenpflege im 19. Jahrhundert“ gibt Aufschluß über die zentrale Rolle Luise Hensels bei der Entstehung karitativer Kreise in den genannten rheinischen Städten, aus deren pflegerischem Wirken in Privathäusern und Spitälern einige moderne Krankenpflegegenossenschaften und Krankenhäuser hervorgingen. Luise Hensels Bedeutung in diesen Jahren, übrigens auch durch vielfältige mündliche und schriftliche Kontakte zu anderen Orten, ist nur verständlich zu machen vor dem Hintergrund der katholischen Erneuerung nach der Napoleonzeit. In Köln war man sich Luises Rolle bewußt, so daß sie im Frühjahr 1849 Vorsteherin des Frauen- und Jungfrauenvereins („Elisabethenvereins“) wurde. Zugleich wird hier sichtbar, wie sehr Luise Hensel ein Kind ihrer Zeit war. Sie blieb zeitlebens gebunden an die Vorstellung, daß gesellschaftliche Not, selbst angesichts Massenarmut in den Jahrzehnten um 1850, durch private karitative Aktivität beseitigt werden könne. Staat und Kirchen brauchten Jahrzehnte zur Einsicht, daß nur umfassende soziale Reformen wirkliche Abhilfe zu schaffen vermochten.

Die Initiative von Luise und Wilhelm Hensel in einem anderen kirchlichen Gebiet, der Volksmission in Berlin und Schlesien, ist hier ebenfalls nachzutragen. Luise war eng befreundet mit Apollonia Diepenbrock und ihrem Bruder Melchior, der 1845 in Breslau Kardinal wurde. Sie hatte die Familie Diepenbrock 1821 durch Brentano im Münsterland kennengelernt. Melchior Diepenbrock hatte 1829 eine Sammlung geistlicher Lieder, den „Geistlichen Blumenstrauß“ herausgegeben und darin auch eine Reihe von Luises Gedichten aufgenommen, allerdings auf ihren Wunsch ohne ihren Namen. Luise Hensel besuchte nun 1851 den Kardinal auf seinem Schloß Johannesberg und drängte ihn erfolgreich, sich für eine Volksmission einzusetzen. Wilhelm Hensel wirkte brieflich im gleichen Sinn auf ihn ein. Schon 1852 fand die erste Volksmission in Schlesien statt, die erste Berliner folgte später. Nach Diepenbrocks Tod verstand Luise Hensel es im übrigen, Apollonia Diepenbrock und den neuen Breslauer Erzbischof durch zähe

Überredung zu einer Biographie über den Kardinal zu bewegen. – Eine der köstlichsten Szenen in Luise Hensels Leben spielte während der gleichen Reise in Prag beim Kardinal Schwarzenberg. Luise erschien zur Audienz in derber, durchnäster Reisekleidung und mit einem verletzten Vogel in der Hand, den sie unterwegs aufgelesen hatte. Der Kardinal behandelte Luise Hensel so liebenswürdig, daß die anfangs ihre Nase rümpfenden Diener und Besucher am Ende „die tiefsten Verbeugungen“ vor ihr machten. Sie selbst schildert das in anschaulicher Weise. – Ein weiterer fehlender Farbtupfer ist Luisens Plan einer Romreise im Jahr 1857, um dort den Nachlaß des 1854 verstorbenen Malers Johann Veit zu ordnen. Statt ihrer fuhr aber eine Bekannte Luise Hensels nach Rom.

Innerstes Lebensziel Luise Hensels blieb bis in ihre letzten Lebensjahre der Eintritt als Ordensfrau in ein Kloster. Vermutlich hat nichts sie so enttäuscht wie das Scheitern aller Klosterpläne an immer neuen äußeren Widerständen. Sie verfolgte seit 1850 lange Jahre die Absicht, eine neue Form des Klosterlebens zu entwickeln, indem Frauen zweier geistlicher Ordnungen, mit Gelübden und Klausur oder nur mit Gelübden, zusammenleben sollten. Freund sieht als Ursache für diese Idee und für die Vergeblichkeit aller Eintrittsverhandlungen ein Zurückschrecken vor der einengenden strengen Klosterzucht, der ihre sozialpraktische Ausrichtung und ihr Streben nach Selbständigkeit entgegengestanden hätten. Dem ist mehreres entgegenzuhalten. Zunächst wollte Luise Hensel 1820 in einen rigoros strengen Karmel eintreten, im Alter bemühte sie sich angestrengt um die Gründung eines beschaulichen Eucharistinnenklosters. Daß beide Male der Einsatz vergeblich war, lag nicht in Luisens Hand. Der Versuch von 1824/25, barmherzige Klemensschwester in Münster zu werden, kann anders, als es Freund tut, auch als Ersatz für die Aufnahme in ein beschauliches Kloster mit strenger Klausur angesehen werden. Die Idee, sich 1850 am Aufbau einer klösterlichen Erziehungsanstalt auf der Insel Nonnenwerth zu beteiligen, wurde an Luise Hensel herangetragen und erklärte sich aus ihrer Erfahrung als Erzieherin und Lehrerin. Ihr Zurückweichen vor der Klausur leitet Binder aufgrund von Quellen aus ihrem Alter von 52 Jahren ab. Der Konvent sei jung gewesen, Luise Hensel habe auch Angst vor der physischen Belastung eines strengen klösterlichen Lebens gehabt, was angesichts häufiger schwerer Erkrankungen verständlich ist. Binders Erklärungen für den jeweiligen Verzicht aus den jeweiligen Umständen wirken schlüssiger als Freunds pauschaler Deutungsversuch.

Die letzten Pläne Luise Hensels von 1864, ein Eucharistinnenkloster zu gründen, spricht Freund nur indirekt an, indem er Luisens Vorliebe für das Fest der Ewigen Anbetung als sozusagen blindes Motiv in den Text einführt. Dabei warb Luise Hensel seit 1865 schon einige Frauen aus Münster, Coesfeld und Dülmen für die Genossenschaft an und verhandelte 1864 mit dem Paderborner Bischof über die fertig ausgearbeiteten Statuten. Außerdem bestimmte sie die

Einkünfte aus den Editionen ihrer Gedichte, dazu den Erlös ihrer Bücher und einiger Wertsachen für das Kloster. Die Honorare zahlte sie zu diesem Zweck auf ein Sparkassenkonto ein.

Unergiebig wie zu den religiösen sind Freunds knappe Aussagen zu den gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen seit 1833. In diesem Jahr beginnt der zweite lange Aufenthalt in Berlin, welcher bis 1838 dauerte. Freund geht nur flüchtig darauf ein, daß Luise Hensel bei ihrem Bruder lebte, der seit 1829 mit des Komponisten Felix Mendelssohn-Bartholdy Schwester Fanny verheiratet war. Luise geriet in eine eigentümliche Situation. Die protestantisch getaufte Fanny stand ihrer streng religiösen katholischen Schwägerin fremd gegenüber; Luise umgekehrt fand Fanny zu weltlich, schrieb ihr auch zu, daß ihr Bruder trotz ernsthafter Absichten nicht zur katholischen Kirche übertrat. Auch aus diesem persönlichen Grund, nicht nur wegen ihrer Konfession, wie es Freund hinstellt, führte Luise Hensel ein recht zurückgezogenes Leben. Auch ihr Bruder war durch seine Heirat in eine gewisse doppelte Außenseiterposition gelangt: Seine hochmusikalische Frau fühlte sich, wie auch die 1985 von Eva Weissweiler publizierten Briefe Fannys an ihren Bruder zeigen, wohl geistig und emotional ihrem Bruder näher als ihrem Mann. Das Ehepaar lebte zudem im Mendelssohnschen Haus und teilte insofern mit der Familie das Problem, im gesellschaftlichen Verkehr nur mühsam über den Kreis zwar oft angesehener, aber im Grunde isolierter getaufter jüdischer Familien hinauszugelangen. Luise fand sich also einem mehrfachen Abseits ausgesetzt. Trotz aller Zurückhaltung und trotz der Sorge für die Mutter in deren letzter Lebenszeit bis 1835 pflegte Luise Hensel aber vielfältige Beziehungen zu Berliner Katholiken, unter denen es bedeutende Persönlichkeiten gab. Freund teilt davon nur wenig mit, übertreibt umgekehrt das Ausmaß von Luises Isoliertheit. Die Vermutung, sie sei wohl „an die Grenze schwerer Depressionen“ gelangt, müßte untermauert werden. Zwar fühlte Luise nach dem Tod der Mutter noch mehr innere Leere, weil sie eine wirkliche berufliche Aufgabe vermißte, aber sie war doch auch in den Berliner Jahren vielfältig aktiv, und zwar zusammen mit der in der katholischen Gemeinde engagierten Marianne Saaling, einer Freundin Fannys seit der Jugend. Ungeachtet aller Klagen zeigen Luises Äußerungen aus dieser Zeit lebendige Teilnahme an allen Verhältnissen, die sie berührten. Zu Luises seelischer Niedergeschlagenheit könnte auch ein anderer Umstand beigetragen haben: daß sie sich durch Fanny eventuell aus ihrer Nähe zum Bruder verdrängt sah. Sieht sie, wenn man Freund folgt, in Wilhelm den Beschützer, sprechen manche Texte eine andere Sprache. In einem frühen Gedicht bezeichnet sie sich als Braut Wilhelms („An meinen frommen einzigen Bruder“; bei Freund S. 74f.). Ein geradezu erotisch gestimmtes Gedicht widmete sie ihm 1814 (bei Freund S. 78ff.). Bis zu seinem Tod blieb Luise ihrem Bruder über manche Befremdung hinaus stets mit besonderer Zuneigung zugetan.

Die vielen Ortswechsel zwischen 1838 und ihrer Übersiedlung nach Wiedenbrück 1852 skizziert Freund in den wichtigsten Stationen. Manche seiner Anga-

ben erscheinen unzureichend. Luise Hensel wirkte mehrmals als Pflegerin und Reisebegleiterin schwerkranker Frauen, z. B. der Gräfin v. Montgelas. Nicht bei jedem Leser kann Freund voraussetzen, daß er sie als Tochter des berühmten bayerischen Reformministers Montgelas, des eigentlichen Leiters der bayerischen Politik zwischen 1799 und 1817, erkennt. Auch macht er die Schwere der pflegerischen Aufgabe nicht hinreichend klar: die junge Gräfin war schwer nervenleidend. – Gegen Ende der Berliner Zeit, 1826, betreute Luise Hensel die gemütskranke Ehefrau des 1831 verstorbenen Generals v. Clausewitz und begleitete sie nach Dresden, wo sie bald verstarb. Freund gibt das Geschehen so wieder, als ob eine falsche Therapie in Dresden den Tod herbeigeführt habe. Falsch behandelt wurde sie aber in Berlin. Ein Nervenarzt in Dresden konnte ihren Zustand zunächst noch einmal bessern und die geistige Gesundheit wiederherstellen.

Zur politischen Entwicklung im 19. Jahrhundert hat Freund nur geringen Zugang. Spricht er der Familie Hensel zu, niemals „einem blinden Untertanengehorsam“ erlegen zu sein, trifft das den Sachverhalt nicht. Luise und Wilhelm – wie viele ihrer Freunde – waren ebenso wie ihre Eltern beständige loyale Anhänger des Königshauses, wie Freund an anderer Stelle selbst festhält. Die politische Einstellung der beiden war erkonservativ. Konflikte mit dem Staat ergaben sich für sie ausschließlich in kirchlichen Fragen. Luisens Patriotismus während der Befreiungskriege auf den Vaterverlust zurückzuführen, widerspricht dem Umstand, daß Vaterlandsliebe schon im Linumer Elternhaus selbstverständlich war. Die psychologische Interpretation greift hier auch deswegen nicht, weil Luise wie die meisten Deutschen einfach von der allgemeinen Kriegsbegeisterung angesteckt war, und zwar so heftig, daß sie mit der Waffe an die Front wollte –, ohne Rücksicht auf die Familie. – Bei einem fünfzehnjährigen Mädchen einen „politischen Entschluß“ zu vermissen und eine rein „emotionale Entscheidung“ zu konstatieren, ist merkwürdig. – Während der Kölner Wirren soll Luise Hensel „zunehmend die eigene Ohnmacht gegenüber dem preußischen Staatsabsolutismus bewußt“ geworden sein, die „Unfähigkeit, persönlich einschreiten“ zu können. Die Vorstellung, Luise habe als einzelne, zumal als Frau Einfluß nehmen können, ist nicht minder merkwürdig. Falsch ist zudem die grundsätzliche Art der Aussage: der „Staatsabsolutismus“ selbst stand für Luise eben nicht in Frage. Sie und Wilhelm zeigten selbst während der Revolution 1848/49 keinerlei Verständnis für die liberalen und demokratischen Bewegungen (Freund unterscheidet sie begrifflich nicht). – Anlässlich des Krieges gegen Frankreich 1870/71 soll Luise Hensel für den Frieden plädiert haben, obwohl sie „im Grunde wußte, daß ihre schwache Stimme gegen die Mächtigen wenig auszurichten imstande war“. So vermessen, dieses überhaupt anstreben zu wollen, war Luise Hensel nicht. Vielmehr beurteilte sie diesen wie andere Kriege aus religiöser Sicht als göttliche Strafe, die zur richtigen Gläubigkeit zurückführen sollte. – Die revolutionären Ereignisse von 1848 erlebte Luise Hensel in Köln. Freund irrt sich, wenn er die

dortigen Unruhen in direkten Zusammenhang mit dem Domfest dieses Jahres bringt. – Warum Freund die damaligen „demokratischen Entwicklungen“ als „notwendige“ ansieht, bleibt historischer Sicht verschlossen. Noch erstaunlicher ist, daß Freund Luises letzte Jahre bis 1876 schildert, aber den Kulturkampf nur nebensächlich streift, den Luise Hensel als überaus quälendes Ereignis empfand und der die Genossenschaft der Pauline v. Mallinckrodt, bei der sie zuletzt Zuflucht fand, in ihrer Existenz bedrohte

Am Ende seines Abrisses schildert Freund Luise Hensels Sterben am 18. Dezember 1876 in dichterischer Freiheit. Luise Hensel starb nicht friedlich, sondern nach schwerem Todeskampf. Nur ihre letzten Augenblicke waren friedlich. Sie entschlief auch nicht – Binder berichtet den Vorgang exakt – in den Armen Paulines, da diese mit anderen Schwestern betend am Bett Luises kniete.

Zum Schluß sei Freunds flüchtige Arbeitsweise im Sprachlichen und in der Sache durch weitere auffällige Beispiele charakterisiert. – An das Nomen „Mädchen“ kann man nur ein „es“, kein „ihr“ anschließen (S. 22). Grammatisch falsch ist auch der Satz „Im Herbst . . . trafen die Gräfin mit Luise . . . ein“ (S. 32). Dem Satz „und ruhte nicht eher, bis sie . . . gefunden hatte“ fehlt das „als“ vor dem „bis“ (S. 51) – Kleinigkeiten, aber bei einem Germanistikprofessor verwunderlich. Ein Paderborner Dozent sollte die lokalen Namen richtig schreiben können. Binder ist es zu verzeihen, wenn er Luises letzten Wohnsitz „Westfalenhof“ nennt, von Freund kann man die richtige Schreibweise „Wesphalenhof“ (nach der Familie v. Westphalen) erwarten, vom Paderborner Erzbischof in seinem Geleitwort eigentlich auch. Daß dort ein falsches Sterbejahr auftaucht, rundet das Bild ab.

Überflüssige Informationen stören, z. B. wenn Düsseldorf ohne jegliche Beziehung zu Luise Hensel als Heines Geburtsort vorgestellt wird oder vom Düsseldorfer Beichtvater Luises mitgeteilt wird, er sei bejährt gewesen (S. 28). Bei konzentrierter Darstellung hätte sich auch der doppelte Hinweis auf spontane Frömmigkeit (was immer das sein mag) in zwei aufeinander folgenden Abschnitten vermeiden lassen. Phrasen finden sich zuhauf, ebenfalls schiefe Formulierungen, etwa „ihre immer unwiderstehlicher hervortretenden . . . Dichtungen“, die „Gedichte einer spontanen (im Text „spontanen“) gläubigen Inbrunst“ mit „gebetsinnigen Versen“ (S. 20f.). Brentano soll seine Freundin „in . . . ihrem tief wurzelnden gemüthaften Glauben wie ein Engel in der Wüste“ erschienen sein (S. 21). Einer ihrer Bewerber gar war „hingerissen von der blendenden jungfräulichen Erscheinung“ (S. 30) – ein Stil, den man getrost dem 19. Jahrhundert überlassen sollte. Der Leser soll wohl den folgenden Ausdruck nicht wörtlich nehmen, daß Luise Hensel bei den Diepenbrocks Stunden „in der Umgebung eines traditionellen westfälischen Landguts“ verbracht habe (a. a. O.). – Schier inhaltslos sind Sätze wie dieser, daß in München Brentano und Luise Hensel „sich im berufenen Kreise . . . bestätigt fühlten und die Probleme angesprochen wurden, die den engagierten Katholiken der Zeit auf den Nägeln brannten“ (S. 49). – Wie konnte

sich Luise Hensel eine Tätigkeit bieten „im Zusammenhang mit der Insel Nonnenwerth“ (S. 56)? – Warum tritt eine Bekannte der Luise, Mathilde v. Waldenburg, als Mathilde v. X. auf (S. 57)? Luise Hensel soll „den von Schlüter angestregten Vergleich“ mit der Droste-Hülshoff abgelehnt haben (S. 65). Hier ist wohl ein juristischer Terminus hineingerutscht. – Einem Wissenschaftler dürfte folgende Änderung des Sinns nicht entgehen: aus der berühmten wundertätigen Tiroler Nonne, welche Luise 1863 in Kaltern besuchte, der „wunderbaren Maria von Mörl“, wird bei Freund (Binder zitiert diese damals übliche Bezeichnung) die wunderbare Maria von Mörl ohne Anführungszeichen [!] (S. 64) – also eine wundervolle Frau. – Bei genauer Binder-Lektüre wäre Freund aufgefallen, daß Luise Hensel in Wiedenbrück für mehrere, nicht nur für eine Kirche textile Arbeiten ausführte. Die Lesefehler sind nicht immer von so geringem Gewicht. Luise Hensel brach die Beziehungen zu der erwähnten Mathilde von Waldenburg (wegen deren religiöser Oberflächlichkeit) nicht ab, sondern blieb in brieflichem Kontakt mit ihr (S. 58). Der berühmte Jurist und Minister Savigny schrieb zu seinen Lebzeiten wiederholt an Luise Hensel; sie war mit ihm und seiner Frau eng verbunden und 1857 bis 1862 regelmäßig Gast bei ihnen, aber er konnte ihr 1874 nicht schriftlich für ihre Liebe und Treue danken, da er bereits 1861 gestorben war. Den Brief schrieb einer der Söhne (S. 61). Als Luise Hensel 1872 einige Zeit bei den barmherzigen Schwestern in Ahlen wohnte, traf sie dort eine Schwester der Apollonia Diepenbrock nicht als Nonne an, da diese in Ahlen mit ihrer Familie wohnte.